Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 105 (1979)
Heft: 39

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Seite der Frau

SSG

Ich weiss, dass ich nichts weiss. Seit ich das weiss, bemühe ich mich, mein Wissen auf diese und jene weise Weise zu erweitern. Aber zumindest eine hat sich als absolut falsch erwiesen: die horchende Hingabe ans schweizerische, meist dämmerfrühe Erste Radioprogramm. Ich habe dabei lediglich gelernt, wie man mit dem Publikum *nicht* umspringen darf.

Frauen (und Männer), Leser(innen) dieser Seite: Wir sind doch keine Trottel, oder? Trotzdem behandeln uns die sprechenden Urkomiker, als wären wir beschränkt. Was sie zwischen seichter Musik äussern, ist nicht einmal so fad wie das Melodiengebräu, sondern herablassend bis frech. Von den pointenlosen Witzen, den unqualifizierbaren Kalauern ganz zu schweigen.

Schweigen stünde der Mehrzahl der Mikrophilologen ohnehin besser an als das ewige Reden, Zerreden, Zerr-Reden. Wer oder was hat die Quasi-Unterhalter wohl mit der Zwangsvorstellung behaftet, zwischen zwei Musikwiedergaben etwas Verbindendes, Abschliessendes, Einleitendes sagen zu müssen?

Warum darf es bei Radio DRS nicht dudeln ohne Sprudeln? Ich würde mich freudig mit (automatischen) Zeitangaben begnügen. Doch ausgerechnet an ihnen herrscht Mangel. Dafür tönt es beispielsweise so:

Chorgesang. Luegit, vo Bärgen und Tal ... Bis hierher und nicht weiter. Folgt der entzückte Ausruf einer Ostschweizerin. Da isch rüüdig schöö! Ende. Folgt Boogie-Woogie auf dem schrägen Klavier.

Frage: Was soll's? Die Vielfalt der helvetischen Dialekte beweisen? Das Kunstempfinden der «kleinen Frau» charakterisieren? Warum weigert sich kein Präsentator, einen solchen Gehörunsinn zu verbreiten? Die Antwort kennt nur das «Guete-Morge»-Team.

Rätsel scheinen seine Spezialität zu sein. Warum sonst liesse es den im Mass der Sendedauer abgeneigten Lauscher über die Bedeutung gewisser prägnanter Sätze unaufgeklärt? Zum Exempel: «Man soll das Kind nicht mit dem Bad ausschütten, sagte der Klempner, als er den Abfluss der Wanne flickte.» Kann mir jemand verraten, in welchem Wort sich der Humor verbirgt? Ich bezahle einen Liebhaberpreis als Erfinderlohn.

Das gleiche Angebot gilt für die Ermittlung des Clous der Sache mit dem «Tag der Badehose». Er wurde sommerheiss verkündet. Von Duschewasser triefend, vor Kopfschütteln bebend, registrierte ich das Loblied auf die klassenzersetzende Wirkung des Schwimmdresses. Ob der Westentaschenrevolutionär konsequent auf die Weste verzichtet und sein Rezept unter ein paar Zentimetern Lendenschurzstoff ins Studio geschmuggelt hatte?

Ich weiss, dass ich nichts weiss. Speziell nicht, woher jemand die Dreistigkeit nimmt, im Gespräch mit einem liebenswürdigen Kandidaten anlässlich des Vogelstimmen-Wettbewerbs die Feststellung zu machen: «Dann darf man also sagen, dass Sie keinen Vogel haben!»

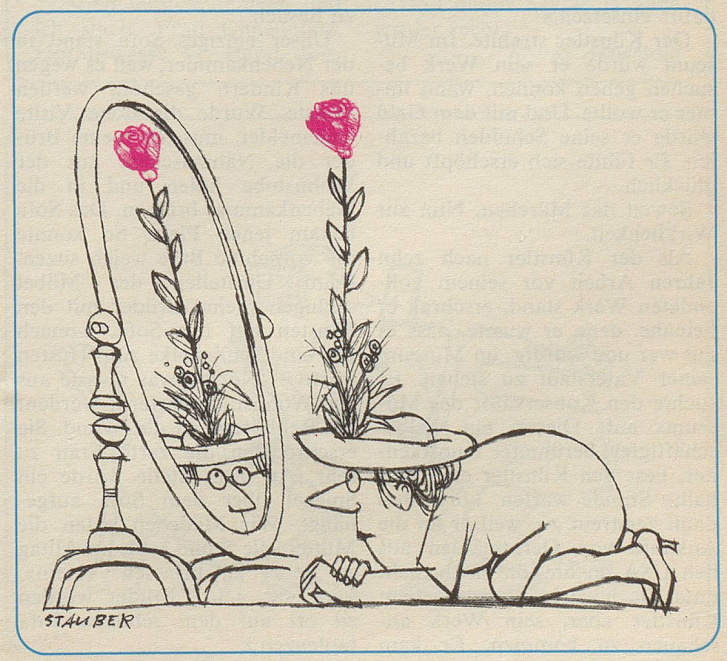
Ich habe keinen. Sinn für solche Spässe nämlich. Und weil mein Unmut von gutem Morgen zu gutem Morgen wächst, möchte ich einen dezenten Vorschlag anbringen: Benennt die SRG um – in SSG = *S*elten *S*o *G*elacht). Mir scheint meine Idee von der elementaren Gewalt ätherischer Geistesblitze. *Ilse*

Der Stier aus Granit

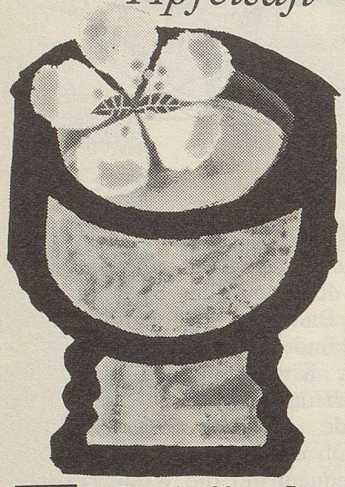
Es war einmal ein Bildhauer, der lebte mit seiner Frau und seinen zwei Kindern am Rande einer grossen Stadt in einem alten Bauernhaus. Er hatte das Haus vor vielen Jahren günstig erwerben und im ehemaligen Stall sein Atelier einrichten können. Dort lebte und arbeitete er nun ohne Luxus, aber zufrieden und in Ruhe. Neben der Erledigung seiner üblichen Aufträge: Grabstelen, Brunnenfiguren, Porträts, arbeitete er seit Jahren an einem grossen, roten Granitblock, der in der Ecke seines Ateliers stand. Er meisselte aus dem Stein einen sitzenden Stier. Wenn er auf einer Weide einem Stier begegnete, setzte er sich hin und sog sein Bild tief in seine Seele ein, ging dann nach Hause und schlug den Stier, den er in sich trug, aus dem Stein. Seine Freunde und Kollegen hatten ihn seinerzeit gewarnt: Such' dir einen weicheren Stein aus, warum nimmst du den härtesten Stein, den es überhaupt gibt? Du wirst noch deine Heiligen erleben! Aber gerade das wollte er, seine Heiligen erleben und mit ihnen ringen.

Er erlebte seine Heiligen und rang mit ihnen. Und eines Tages, nach zehn Jahren, war der Kampf zu Ende. Der Stier war da: schön, ruhig, kräftig und wuchtig. Der Künstler legte ihm die Hand auf die Stirn und wusste, dass das sein Meisterwerk war. Dieses Wissen gab ihm die Sicherheit und den Mut, in die Stadt zu gehen, im Museum den Konservator aufzusuchen und ihn zu bitten, mit ihm in sein Atelier zu kommen, seinen Stier anzuschauen und, wenn er ihm gefiele, ihn für das Museum zu kaufen.

Als der Konservator den Künstler vor sich stehen sah, das Beret



Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb

bsunders guet

in den Händen drehend, fühlte er gleich, dass nur ein aussergewöhnliches Ereignis dem Bildhauer den Mut gegeben haben konnte, ihn im Museum aufzusuchen. Er ging mit dem Künstler in das Atelier, und beim Anblick des Stiers war er ergriffen von dessen einfacher Schönheit, von der ausgezeichneten Bearbeitung des roten, warmen Steines. Er legte dem Stier die Hand auf die Stirn und sagte: «Der gehört wirklich in unser Museum, ich will mich dafür einsetzen.»

Der Künstler strahlte. Im Museum würde er sein Werk besuchen gehen können, wann immer er wollte. Und mit dem Geld würde er seine Schulden bezahlen. Er fühlte sich erschöpft und glücklich.

Soweit das Märchen. Nun zur Wirklichkeit.

Als der Künstler nach zehn Jahren Arbeit vor seinem vollendeten Werk stand, erschrak er beinahe, denn er wusste, dass es gut war und würdig, im Museum seiner Vaterstadt zu stehen. Er suchte den Konservator des Museums auf. Dieser, ein vielbeschäftigter, berühmter Kunstkenner, liess den Künstler eine gute halbe Stunde warten, hörte ihm dann zerstreut zu, weil er an die Ankäufe von Oelgemälden aus den USA dachte, die noch nicht unter Dach waren, versprach dem Künstler aber, sein Werk anschauen zu kommen. Er kam auch wirklich, sah mit seinem geübten Blick gleich, dass der Stier gut war, aber leider gegenständlich, zwei Ohren, zwei Augen und zwei Hörner hatte, wie man es auf jeder Weide sehen kann oder in jedem Stall. Was würde die Kunstwelt sagen, was die Presse schreiben, wenn er für das nun doch sehr bekannt gewordene Museum einen gegenständlichen Stier, obschon schöne, solide Arbeit, anschaffen würde? Der Gedanke an das Echo war ihm unerträglich. Er legte dem Stier seine Hand auf die Stirn und wand sich als Mann von Welt geschickt aus der misslichen Lage, murmelte etwas von einmal sehen und weiterleiten. Mit nonchalanter Höflichkeit und nur ein wenig Herablassung fragte er den Künstler beim Abschied noch: «So, und an was arbeiten wir jetzt?» Der Künstler, enttäuscht und bockig, nicht gewohnt, viele Worte zu machen, sagte wahrheitsgemäss das wohl Ungeschickteste, das er sagen konnte. Er sagte: «An nichts.»

Bisher war er besessen gewesen von der Idee des Stiers, diese Idee musste nun erst einer andern Idee Platz machen. Im Moment war er noch ausgeschöpft.

Der Künstler transportierte seinen Stier mit Liebe und mit Wehmut auf Holzrollen in seinen verwilderten Garten. Dort steht er heute noch. *Suzanne*

Es war einmal ...

Meine Grossmutter hatte drei Brüder. Zwei blieben Bauern, der dritte studierte in Zürich, wurde Advokat und heiratete später eine reiche Stadtzürcherin. Ich sah diese Verwandten nur ein paarmal. Sie kamen dann mit ihrem eigenen Ross und Chaisli zu Besuch.

Unser einziges Sofa stand in der Nebenkammer, weil es wegen uns Kindern geschont werden musste. Wurde die hohe Visite angemeldet, mussten meine Brüder die Nähmaschine aus der Wohnstube holen und in die Nebenkammer bringen. Das Sofa bekam jenen Platz. So konnte die vornehme Base weich sitzen. Beim Umstellen der Möbel schlugen meine Brüder mit den Fäusten auf das Sofa, wonach uns eine Staubwolke zum Husten reizte ... Noch etwas musste aus der Wohnstube entfernt werden: die Rehhörner an der Wand. Sie erschreckten die zarte Frau zu sehr. An ihrer Stelle wurde ein Spiegel über dem Sofa aufgehängt. Wir Mädchen baten die Mutter, die Stube auch im Alltag so nobel zu belassen. «Nein», sagte sie, «eure Brüder würden zu oft auf dem schönen Sofa faulenzen.»

Eines Tages kam Bericht, der Advokat sei gestorben. Ein Fuhrwerk musste den Hausrat holen, denn die Zürcher Base war bereits gestorben, und Nachkommen hatte das Ehepaar nicht. Damals lebte mein Vater noch; ich war neun Jahre alt. Unter den Erbstücken befand sich ein Koffer voller Kleider; schwarze und dunkelrote Fräcke fielen uns besonders auf. Zu jener Zeit, um das Jahr 1915, trugen die älteren Anwälte in Zürich einen Frack und Hemden mit Stehkragen. Wir berieten, wie man auf unserem Bauernhof die Fräcke nutzbringend verwenden könnte. Bei uns dienten seit Jahren zwei Knechte. Einer hiess August, der andere Fridolin. August war gross und mager, Fridolin klein und vierschrötig. Was an Fridolin besonders auffiel, waren seine sehr kurzen Beine. Es wurde beschlossen, dass die beiden Knechte die Fräcke austragen sollten. Aber die Frackschösse mussten abgeschnitten werden ... August sah beim Probieren recht apart aus, trotz des kragenlosen, karierten Barchenthemds. Aber beim Anblick von Fridolin, da krümmten wir uns vor Lachen. Bis zu seinen Schuhen hinunter reichten die Schösse. Also kam die Störschneiderin ins Haus. Für August war das Umarbeiten nicht schwierig, aber für Fridolin musste die Jacke bis zum untersten Knopf gekürzt werden. In der Maskerade mussten die armen Knechte Jauche führen, Holz spalten, auf dem Miststock stehen, wenn man nicht hemdsärmelig arbeiten konnte. Nur an Sonntagen zogen sie ihre halbwollenen Kleider an.

Der Spott der Dorfjugend blieb nicht aus. Doch spottete niemand in Gegenwart meiner Brüder. Der ältere Bruder schämte sich wegen der geerbten Fräcke und rief einmal erbost, er versenke sie im Güllenloch.

Glücklicherweise gab es bei uns keine Fasnachtzeitung.

Rosel Luginbühl

Generationenprobleme

Wie sich die Zeiten ändern! Wer könnte sich nicht an die erregten Diskussionen über die Langhaarigen erinnern? Welche Eltern und Söhne, mitunter sogar Töchter, gerieten sich nicht in die Haare, wenn es darum ging, einen Coiffeurbesuch zu erörtern?

Da kam mir heute zufällig die Konfirmationsfoto meines Aeltesten unter die Augen. Welche Mähne! «Uen gnif da schlops», würden die Rätoromanen sagen.

Ich erinnere mich genau, dass der Jüngling bedeutende Konzessionen gemacht hatte: Er war vor Weihnachten zum Coiffeur gegangen, unter der Bedingung, dass er vor Ostern nicht mehr hingehen müsse!

Und heute – wie steht es denn heute?

Er musste in die Rekrutenschule einrücken, liess sich eine hübsche Kurzhaarfrisur schneiden – und hat im geheimen sogar Freude daran!

Wozu regt man sich als Eltern eigentlich derart auf? Ist es mit allen Generationenproblemen so?

Dina